

MIGNON KLEINBEK


WINTERTÖCHTER

DIE GABE

 pinguletta

LESEPROBE

Roman



Die Forstau – ein kleines, verborgenes Bergdorf am Fuße der österreichischen Tauern. Drei Frauen – Barbara, die selbstbewusste Hebamme. Ihre schwermütige Ziehschwester Marie, die in der Dreikönigsnacht 1940 eine Tochter zur Welt bringt und in derselben den geliebten Mann verliert. Anna, das Kind mit der besonderen Gabe, die sowohl Geschenk als auch Fluch bedeutet.

WINTERTÖCHTER. DIE GABE erzählt von Hass und Liebe, vom Hinsehen und doch Wegschauen. Über starke Menschen, die gegen ihr Schicksal aufbegehren und dennoch fast verlieren. Ein Roman wie ein Sog.

MIGNON KLEINBEK ist 1964 geboren und lebt mit ihrer Familie in Baden Württemberg. Mit ›NACH OBEN – Ein etwas anderes Leben mit Psoriasis Arthritis und Fibromyalgie oder Morgen ist alles gut.‹ und ›BÄHMULLE - Morgen ist alles gut 2.0 oder Rheuma? Na und...‹ publizierte sie viel beachtete Sachbücher. Ihr erster Roman WINTERTÖCHTER. DIE GABE ist im pinguletta Verlag erschienen.

Leseprobe

MIGNON KLEINBEK

WINTERTÖCHTER

DIE GABE

ISBN 978-3-9817678-5-8

Titelfoto: © Fabian Irsara

<https://fabianirsara.com/>

Covergestaltung: © Sabrina Furrer

Satz: Helmut Speer

Lektorat: Elsa Rieger



PROLOG. 2004

Die Frau ging mit schleppenden Schritten zum Küchenherd und drehte das Gas ab. Das schrille Pfeifen des Teekessels wurde leiser und verstummte. Sie öffnete den Küchenschrank und nahm die angeschlagene Porzellantasse heraus, aus der sie seit ihrer Kindheit den Morgentee trank. *Anna* stand darauf, in dünnen Goldbuchstaben, umrahmt von Blumenranken. Der Goldrand und die hellblauen Veilchen waren blass verwaschen, kaum mehr sichtbar.

Mit geübtem Ruck zog sie die schwergängige Schublade heraus, in der sie ihre Teemischungen aufbewahrte. Ein feiner Duft stieg aus der Holzlade auf.

Earl Grey, Oolong oder Kräutertee? Sie überlegte einen Moment. Nein, ihren Kräutertee aus eigenhändig gesammelter und getrockneter Kamille, Minze, Anis und Fenchel hatte sie ihr Leben lang getrunken, jeden Morgen. Heute jedoch war der Tag für einen besonderen Genuss. *Anna* griff

nach dem dunkelgrünen Tütchen, nahm die Klammer ab und schnupperte hinein. Sie nickte.

Der Oolong, ›schwarzer Drache‹ oder ›die schwarze Schlange‹ genannt, mit seinem wohlriechenden, blumigen Duft, war genau richtig für die Aufgabe, die schwer vor ihr lag. Der Tee war exotisch, teuer, er gab ihr das befriedigende Gefühl, sich etwas so Kostbares zu leisten, wäre eine kleine Belohnung. Ein Quäntchen Wiedergutmachung für das Leid. Er würde es wert sein und den bitteren Weg in die Vergangenheit ein wenig versüßen. Diesen Luxus hatte sie sich verdient. Also den Oolong ...

Während sie sorgfältig einen Teelöffel voll schwarzer Teekrumen in das eiserne Teesieb gab, schweiften ihre Gedanken träge zu ihrer Tante Barbara.

Die Hebamme, Pflanzenkundige und einzige Vertraute hatte ihr alles beigebracht, was sie über das Heilen mit Kräutern wusste. Der Sommertag stieg in ihr auf, an dem sie mit ihrer Dede auf der sonnengewärmten Steinstufe vor dem Haus saß. Die Tante hatte ihr den Arm leicht um die Schulter gelegt. Auf ihrer

blauen Schürze lag eine geöffnete Blechdose, und die kostbaren, schwarzen Blättchen darin glänzten schwach. Sie erzählte ihr eine Geschichte; die Legende um die Entstehung des Oolong. Vor Annas Augen erstanden die Bilder, an die sie sich so deutlich erinnerte, als sei es gestern gewesen. Von dem braunhäutigen Teeplanzer, der beim Anblick einer schwarzen Schlange, die sich in den frischgepflückten Blättern zusammenringelte, zurückgeschreckt war. Wie er sich nach einigen Tagen wieder vorsichtig zu den getrockneten Blättern hinwagte und bemerkte, dass sie in der heißen Sonne oxidiert waren. Seine Verwunderung, als er nach dem Aufbrühen feststellte, welche einen wunderbaren Geschmack sie ergaben. Die Dede hatte mit zwei Fingern ein paar Teekrumen aufgenommen, hielt sie ihr unter die vorwitzige Nase und legte sie dann auf die kleine rosa Zungenspitze: »Hier Anneli, schau!« Und sie sah ...

Ja, der Oolong würde genau richtig sein. Vielleicht würde er die schwarze Schlange, den wütenden Drachen in ihr, besänftigen. Ihn einlullen und ihm etwas Ruhe

verschaffen. Ruhe vor den quälenden Erinnerungen und Ruhe ihrem Gewissen. Und mochte sein, er schenkte ihrer Seele mit seinem Geschmack nach Blumen und Sommer einen kurzen, einen süßen Frieden. Würde ihre Gedanken in die Sonne und ins Licht lenken. Es war so viel Dunkel in ihr.

Sie stellte das eiserne Teesieb in die Tasse und goss vorsichtig heißsprudelndes Wasser darauf. Gab einen kleinen Löffel goldenen Bienenhonig und einige Tropfen fette weiße Milch dazu. Versonnen betrachtete sie, wie Honig, Milch und bernsteinfarbener Tee in braunen Fäden durcheinanderwirbelten, einer geheimen Absprache folgend. Wie sie Spuren und Schlieren durch das heiße Wasser zogen, sich verwoben und eine Koexistenz eingingen. Koexistenz ist der Zustand, in dem sich zwei gleich starke Seiten einander gegenüberstehen. Und irgendwann einsehen, dass sie, um des Friedens und des Überlebens willen, die Überzeugung des anderen dulden, schoss ihr durch den Kopf. Sie hatte das einmal irgendwo gelesen. Der Satz war ihr haften geblieben und nun plötzlich präsent.

Auch sie und er hatten einander die Stirn geboten, sich bekämpft, sich angepasst und geduldet. Sie waren eine Koexistenz eingegangen, hatten miteinander gelebt, einander gehasst bis aufs Blut und sich dennoch verbunden.

Es war genug. Genug des Anpassens und Duldens, genug des Leids. Die Knoten mussten jetzt gelöst werden. Diese letzte Aufgabe wartete auf ihre Erfüllung. Erst dann würde sie gehen können. Und vielleicht endlich frei sein. Die Wahrheit drängte ans Licht und würde sie überleben.

Sie nahm die heiße Tasse vorsichtig auf, trug sie an den blank gescheuerten Zirbenholztisch und setzte sich schwerfällig. Das klumpige Daunenkissen in ihrem Rücken zurechtrückend, ließ sie sich mit einem wohligen Seufzer zurücksinken. Anna blies über den Tee und nahm einen Schluck. Für einen Augenblick ließ sie zu, dass die vertrauten Bilder aufstiegen. Dann setzte sie die Veilchentasse hart und entschlossen auf dem Tisch ab und schlug die schwarze Kladde auf. Sie nahm den Tuschefüller in die von bräunlichen Altersflecken gezeichnete Hand und zog

die silberne Metallkappe ab. Sorgfältig legte sie das Käppchen neben den runden Stein und nahm die Brille aus dem weißen Haar, schob sie vor bis zur Nasenspitze. In säuberlichen, steil aufgerichteten Buchstaben begann sie zu schreiben:



Dies schreibt Anna Antonia Hohleitner, Bergbäuerin und Sennerin, Tochter von Marie und Anton Hohleitner, im Alter von vierundsechzig Jahren.

Ich verbrachte mein ganzes Leben auf dem Julianenhof. Er ist mein Zuhause und mein Erbe. Ich bin nie von hier oben weggegangen. Ich konnte es nicht, denn er bot mir Schutz vor der Welt und Schutz vor den Menschen. Wer ist, wie ich bin, braucht einen sicheren Ort.

Ich bin hier groß geworden und dageblieben. Obwohl ich mir immer gewünscht habe, einfach wegzugehen. Ich wollte lernen und fremde Länder sehen. Ein eigenes Leben haben. Der Einsamkeit entfliehen, die mich bewahrte und auch festhielt wie ein schützender Bannkreis. Ich habe vier Kinder geboren und sah keines von ihnen aufwachsen. Ich liebte



und hasste. Und ich lud große Schuld auf mich.

Möge der Herrgott mir vergeben.

Ich wurde am 6. Jänner 1940 geboren, in der Nacht zum Dreikönigstag. Während der Mann mit der sich überschlagenden Stimme die Welt und unser kleines Land in einen vernichtenden Krieg zog und die Erde mit Blutopfern tränkte, blutete meine Mutter auf den frisch gescheuerten Küchenboden. Er nahm viele Leben und sie schenkte eines. Sieg und Heil gab es für keinen. Wir mussten alle bezahlen.

Blutgeld ist eine bittere Währung.



KAPITEL EINS. WINTER 1940

»Toni?!« Marie stützte sich mit beiden Armen auf dem Küchentisch ab und keuchte auf. Eine krampfhafte Welle ließ ihren runden Bauch erzittern und das Kind in ihr trat so fest zu, dass ihr die Luft wegblieb. »Toni!«

Anton Hohleitner klopfte den Schnee auf dem Steinabsatz von den Holzpantinen ab, drückte die Tür mit dem Hintern auf und schob sich rücklings in den Raum, einen Korb voll Holz an die Brust gedrückt. Er schleuderte die Schuhe von den Füßen in die Ecke.

»Toni, das Kind kommt!«, stieß Marie zwischen blassen Lippen heraus. Die nächste Wehe kam über sie. Sie krümmte den Rücken, beugte sich über den Tisch und stützte sich mit beiden Händen schwer ab, um leichter atmen zu können.

Toni Hohleitner blieb abrupt stehen und sah erschrocken seine Frau an. Der Holzkorb krachte zu Boden und die Scheite fielen heraus, sprangen polternd nach allen Seiten.

»Toni, du musst die Barbara holen. Ich brauche sie. Es geht zu schnell!« Schon den ganzen Tag über hatte sie immer wieder einen ziehenden Schmerz in ihrem Bauch gespürt. Doch die Barbara hatte gesagt, das Kind würde frühestens an Maria Lichtmess kommen. Und zum 2. Februar waren es noch fast vier Wochen hin.

Sie hatten die Weihnachtstage auf dem Julianenhof verbracht, wollten ein wenig für sich sein und hatten vorgehabt, rechtzeitig zur Geburt wieder im Forstaudorf zu sein. Einen kurzen Moment schalt sich Toni dafür, dass er seiner Frau, die selten einen Wunsch äußerte, diesen einen nicht abgeschlagen hatte. Er hatte es nicht fertiggebracht und zudem auf dem Hof nach dem Rechten sehen wollen.

Er wischte den Gedanken und den Anflug von Schuldbewusstsein weg und stürzte zu ihr hin, richtete sie vorsichtig auf, umfing sie mit seinen Armen und hielt sie an sich gedrückt, während sie schwer atmete. »Marie, Schatz, ich komm nicht ins Dorf hinunter. Es schneit immer noch und der Steinbachweg ist zu.«

Es schneite seit gestern Morgen beständig und er war damit beschäftigt

gewesen, einen schmalen Gang zum Stall, zum Holzschuppen und zum Abtritt freizuhalten. Ins Dorf hinunter brauchte man zu Fuß mindestens eine Stunde, bei diesem Wetter eher zwei. Auf dem verschneiten Weg war das Motorrad nutzlos und ebenso das kleine Fuhrwerk, mit dem er die Milchkannen und Käselaike transportierte. Wie es schien, würde es noch die ganze Nacht weiter schneien. Fieberhaft überlegte er. »Die Barbara hat gesagt, das Kind kommt erst in vier Wochen«, sagte er hilflos.

»Es kommt jetzt!«, schrie sie ihn an und ihre dunklen Augen glühten vor Schmerz, Angst und Zorn.

»Gut, gut, beruhige dich«, sagte er sanft, obwohl sein Herz Sprünge schlug. »Ich leg noch einmal Holz nach und dann spanne ich den Braunen an. Mit dem Schlitten wird es wohl gehen.« Er ließ sie vorsichtig los. »Ich hole dir eine Decke, dann kannst du dich näher ans Feuer setzen.«

Toni rannte auf Wollstrümpfen die steile, schmale Treppe hinauf, so schnell, dass die ausgetretenen Holzstufen nicht mit Knarren hinterherkamen.

Als der Schmerz nachließ, tastete sich Marie am Küchenschrank entlang vor den Herd und ließ sich schwer atmend zuerst auf die Knie, dann zur Seite fallen. Toni flog geradezu die Treppe herunter, brachte ein Kissen und das Bettzeug, breitete alles auf dem Küchenboden aus und fasste Marie unter die Arme, um ihr zu helfen, sich darauf zu betten.

»Vergiss es! Ich krieg die Daunen nie wieder sauber!« giftete sie ihn an und stieß seine Hand und die dicke Federdecke weit von sich weg. »Hol die Bettlaken aus dem Kasten in der Schlafstube, von dem Stapel ganz unten! Oh heilige Mutter Gottes! Ahhhh!« Sie stöhnte auf, krümmte sich zusammen und drückte den Kopf fest auf die Arme.

Wieder rannte er los, die Treppe hinauf und in die Schlafstube hinein. In der Kammer war es stockdunkel. Er riss mit einem harten Ruck die verzogene Holztür des Kleiderkastens auf. Der schwere Schlüssel rutschte aus dem Schloss und fuhr mit metallischem Klirren unter das massive Bett aus Kiefernholz. Er ließ ihn liegen. Hektisch suchend glitten seine Augen durch den dunklen Schrank. Seine

rauen Hände fuhren über die Borde und blieben an feinem Stoff und weicher Wolle hängen.

Da lagen die Leintücher, auf dem untersten Boden aufgestapelt! Die frischgestärkten Bettlaken unter dem Arm, drehte er sich, schon fast zur Tür hinaus, auf der Schwelle noch einmal um und blickte in der finsternen Schlafkammer umher. Dort stand der Weidenkorb mit den Kindersachen, die Marie schon im Herbst zusammengerichtet hatte: Windeln, ein Schafwollhöschen, schneeweiße Leinenhemdchen mit einer Wollkordel am Halsausschnitt, das baumwollene Einschlagtuch und die gestrickte Decke aus gelber Schafwolle mit dem breiten Zopfmuster. Winzige Strümpfchen, die sie lachend hochgehalten hatten und sich nicht vorstellen konnten, dass es so kleine Füßchen gab, die da hineinpassten. Ein kleines geknotetes Tüchlein aus weichem Stoff mit aufgestickten Augen und einem Schnurrbart aus rostbraunem Garn, mit spitzen aufgenähten Öhrchen aus weichem Fell. Ein zweiter, ähnlich bestückter Korb stand im Haindlhof und wartete dort auf den Neuankömmling. Er warf die

Bettlaken darauf, griff sich den Korb und eilte hinunter in die Küche.

Marie hatte sich aufgerichtet und hielt sich mit der Linken am eisernen Handlauf des Herdes fest. Die Ofentür stand weit offen und er sah, wie das Feuer dahinter aufflammte und ein dickes Holzsplitter lodern mit Brand überzog. Vornüber gebeugt zog sie mühsam das gefüllte Wasserschaff auf die Herdstelle. Dann griff sie in die Schublade und holte eine große Schere heraus, zog die Schneiden auseinander und warf das blinkende Ding in einen zweiten wassergefüllten Topf hinein.

Erstarrt blieb er am Fuß der Treppe stehen. »Was tust du, um Gottes willen?«

Eine weitere Wehe erfasste sie und sie krampfte die Hände um den Herdlauf. Mit ersticker Stimme ächzte sie: »Sei kein Dummkopf! Die Schere auskochen natürlich! Ich werde sie vermutlich brauchen! Wirst du jetzt bitte«, ihr Ton wurde schärfer und ihre Augen angsterfüllter, »endlich die Barbara holen? Ich weiß nicht, wie lange ich das alleine schaffe!« Sie ließ sich vorsichtig auf die Knie herunter, stützte sich mit den Händen auf und stöhnte.

Das riss ihn aus seiner Erstarrung und er stellte schnell das Weidenkörbchen neben die Feuerstelle, damit die Kindersachen ein wenig Wärme abbekamen. Dann fuhr er in die Stiefel, riss die Lodenjoppe vom Haken neben der Tür und reckte sich hastig nach Handschuhen, Mütze und Schal, die zum Trocknen auf dem Gitter über dem Herd hingen. Er fiel vor Marie auf die Knie, ließ alles auf den Boden fallen und legte die Hände um ihr Gesicht. Ihr Atem ging schnell und streifte ihn in kurzen Stößen. Kleine Schweißperlen standen auf ihrer Stirn und feine braune Haarsträhnen klebten ihr feucht am Haaransatz.

»Halt durch, Lieblein!«, flüsterte er eindringlich. »Ich mach, so schnell ich kann, alles wird gut.«

Das vertraute Kosewort holte sie aus dem Schmerz und ihre dunklen Augen trafen auf seine grauen. Nase an Nase verharrten sie einen Moment und ihre Blicke verbanden sich. Ihre Wangen sanft umfassend, strich er mit den Daumen zart über ihre Mundwinkel und küsste sie leicht auf die Lippen. »Alles wird gut werden, Marie. Wir werden das schönste Kind haben und sie wird sein wie du.« Er ließ sie

los, griff in sein Hemd und holte das Medaillon hervor. »Trag du es, bis ich wieder da bin. Der heilige Leonhard wird euch beschützen.« Er zog die feine Kette über seinen Kopf und streifte sie ihr über, nahm ihre Hand, schloss sie um das geprägte Silberstück und drückte sie noch einmal fest. Dann raffte er die Kleidungsstücke zusammen und sprang auf die Füße. Im Gehen stülpte er die Mütze über seinen hellblonden, zerzausten Haarschopf und warf den Schal um. Zog die Joppe an, stopfte die Handschuhe in die Taschen und schob die Haustür gegen den Wind auf. Nach einem letzten liebevollen Blick auf Marie, die ihm, immer noch kniend, stumm nachschaute, zog er die Tür hinter sich zu, ehe noch mehr wilde Schneeflocken und eisig kalte Nachtluft hereintrieben. Die dunkle Winternacht verschluckte ihn. Marie hörte, wie er die Stalltür dumpf rumpelnd aufzog.

Die feinen Schneekristalle schmolzen auf dem Dielenboden zu glitzernden Tränen. Marie widerstand dem plötzlichen Drang, ihn zurückzurufen.

Sie sah ihn nicht wieder.

Marie öffnete die Hand und schaute das kleine silbern geprägte Heiligenbild an. Das Erbstück der früh verstorbenen Mutter, an die sie keine Erinnerung hatte, war ihr Hochzeitsgeschenk an Toni gewesen. Er wusste, wie teuer ihr das Medaillon war. Der Heilige Leonhard, Kettenheiliger und Bauernherrgott, galt als Schutzpatron für das Vieh, die Gefangenen und Nothelfer für die Wöchnerinnen. Nun, dachte sie mit einem kurzen Anflug von Belustigung, wir beide werden heut Nacht gut zu tun haben. Das Wasser auf dem Herdfeuer begann leise singend zu sieden. Sie zog sich mühselig am Handlauf des Herdes in die Höhe, holte tief Luft und sprach sich Mut zu. Das Kreuz durchgedrückt, schob sie entschlossen das Wasserschaff an die Seite, nahm den Schürhaken auf und fischte die Schere aus dem Topf. Die kurze Zeit bis zur nächsten Wehe ausnutzend, holte sie einen kleinen Stapel weicher Baumwolllappen aus dem Schrank. Mit denen wurden während der Almzeit die Euter der Milchkühe gewaschen und sauber gehalten, und Marie ließ die tropfende Schere auf das oberste Tuch fallen. Warum hatte sie nur darauf bestanden, über den

Jahresübergang hier oben zu bleiben? Tief in ihrem Herzen wusste sie, weshalb. Sie wollten über dem Julianenhof den Segen sprechen und sich in geruhsamer Zweisamkeit auf die Ankunft ihres Kindes vorbereiten. Mit einem duftenden Tannenreis und geweihtem Wasser waren sie beide zur Jahrwende Hand in Hand gemächlich über das alte Gehöft gegangen, hatten Haus und Stall geräuchert und besprengt und den Stallsegens über Vieh und Menschen gesprochen. Möge der Herrgott Unheil von uns fernhalten, betete Marie nun inbrünstig und bekreuzigte sich, wie am Neujahrstag.

Ihr Blick ging zu dem Herrgottswinkel über der Bank. Erst gestern hatte sie das Tuch mit sorgfältig feinen roten Kreuzstichen fertiggestickt, das nun über den geschnitzten Krippenfiguren hing. »Herr, schütze dieses Haus« sprachen die zierlichen Lettern beständig in die heimelige Küche hinein.

Mit ihrem dicken Bauch hatte Marie nicht mehr auf die Bank steigen wollen. Toni hatte das Tuch für sie an der Wand befestigt, mit einem Bein auf dem Tisch und dem anderen auf der schmalen Oberkante der hölzernen Wandbank

balancierend. Danach hatte er frische Tannenzweige hingesteckt, während sie von unten, an den Küchenschrank gelehnt, lachend zusah, die Arme über dem hohen Leib verschränkt.

Das Kind trat zu, fest und ungestüm. Marie legte beide Hände auf den Bauch und spürte, ja hörte mit jähem Erschrecken den knackenden Laut, als ihre Fruchtblase platzte. Schon rann ihr das Wasser aus dem Leib. Instinktiv kniff sie die Oberschenkel und den Unterleib zusammen, dennoch schoss die warme Flüssigkeit aus ihrem Schoß, feuchtklebrig die Beine entlang, durchnässte ihre Wäsche und die wollenen Strümpfe. Eine Wasserlache entstand auf dem Fußboden, glänzte schwach im Licht des Herdfeuers und breitete sich fließend aus.

Sie wusste genug über das Gebären, war sie doch mit Kühen, Ziegen und Schafen aufgewachsen, nur darum blieben ihre Gedanken klar.

Bei den Menschen wird es wohl nicht viel anders ablaufen, dachte sie mit grimmigem Humor und verschluckte für einen Augenblick ihre Angst. Sie riss das grobe Handtuch vom Trockengitter über dem

Herd und warf es auf die Pfütze. Es sog sich sofort voll und färbte die raue graue Baumwolle dunkel. Dann zog sie das Schürzenband auf, riss die Schürze weg und knüllte sie zusammen. Zielte mit dem Ballen aus glänzendem Stoff auf die Küchenanrichte, wo er mit herunterhängenden Bändern liegenblieb. Sie raffte ihren Rock und zog mit der Linken die klamme Unterwäsche herunter, streifte sie mit dem Bein vollends ab und wollte sie ebenfalls zur Seite werfen. Die nächste Wehe holte sie mitten in der Bewegung ein. Der Schmerz überrollte sie, und ihr entfuhr ein langer, klagender Schrei. Hilflos überließ sich Marie dem unaufhaltsam drängenden Druck in ihrem Unterleib. Ging wieder zu Boden und lag keuchend auf den harten Dielen auf dem Handtuch, das ihren Rock durchfeuchtete, die nasse, lange Unterhose noch am Fußknöchel. Angespannt und gekrümmt wie ein Bogen wartete sie auf das Ende der Wehe.

Irgendwann ebbte die Welle aus Schmerz und Druck ab und Marie zog endlich die nutzlose Unterwäsche von ihrem Knöchel und warf sie nach oben, über die steinerne Kante in den Waschtisch hinein.

Wie unwürdig, sie schüttelte den Kopf, zum Glück sieht der Toni nicht, wie ich mich hier auf dem Fußboden winde wie ein Wurm.

Sie war dankbar, dass er nicht hier war und sie so sah, entblößt und kaum Herr ihrer Sinne, wimmernd und kraftlos. Wieder griff sie nach dem eisernen Handlauf des Herdes und zog sich in eine kniende Haltung hinauf. Sie wusste instinktiv, dass es das Kind so leichter haben und ihr die Schwerkraft zur Hilfe kommen würde.

Für die nächsten Stunden blieb der eiserne Handlauf in Marias begrenztem Blickfeld die einzige Größe, die ihr von Schmerz verschleiertes Bewusstsein wahrnahm. Er stellte eine feste Verbindung in die Wirklichkeit der stillen Küche dar, die nur vom Knistern der Holzscheite und ihrem Stöhnen, ihren immer weiter in die Höhe steigenden und atemloseren Schreien erfüllt wurde. Die Hände um den Lauf gekrampft und die Stirn hin gepresst, kämpfte sie sich durch die Wehen. Dazwischen ruhte sie aus, schöpfte Atem und neue Kraft.

Nun wünschte sie doch, der Toni oder die

Base wären an ihrer Seite, um sie zu stützen, zu halten und ihr Mut zuzusprechen.

Dann kamen die Presswehen und immer noch kniend, mit eisernem Griff an den Herd geklammert, stieß Marie Verwünschungen aus, bettelte und wimmerte, fluchte wie ein Bierkutscher und kannte sich selbst nicht mehr. Sie verlor sich in einem wirren Traum aus Schmerz, Geburtsblut, Erinnerungen und Erschöpfung, angetrieben von einer sich erneuernden Energie, wenn die nächste Wehe sie überflutete und letzte Kraft aus ihrem Körper herauspresste.

Mit heiserer Stimme flehte sie Barbara herbei, die doch immer wusste, was zu tun war. In einem Aufflackern von Bewusstsein griff sie mit der Hand zwischen ihre weit gespreizten, krampfhaft zitternden Beine an ihre Scham und spürte das weiche Köpfchen des Kindes, schon halb aus ihr heraus.

»Toni«, Marie schluchzte auf, »verflucht, Toni, wo bist du! Das Kind kommt! Wo bist du?«

Sie hielt die Hand schützend um das Köpfchen gelegt und nach einem letzten, kräftezehrend langen Pressen, einem

letzten, nicht enden wollenden gutturalen und heiseren Schrei rutschte der kleine Körper aus ihr heraus; ein letztes Treten der Beinchen nach oben in ihren Bauch, während das Kind schon auf das durchnässte Handtuch unter ihr glitt.

Immer noch hing sie am Griff des Herdes, schluchzte stoßweise und rang nach Luft, zu Tode erschöpft. Endlich löste sie ihre weißen, verkrampften Finger von der Herdstange. Kraftlos ließ Marie sich zu Boden fallen und rollte sich schützend um den kleinen, reglosen Körper. Sank für einen Moment in tiefe Bewusstlosigkeit.

Eine fast unmerklich flatternde Bewegung holte sie zurück. Das Kind bewegte sich zaghaft und gab einen wimmernden Laut von sich. Maunzend wie ein Kätzchen stieß es die Ärmchen gegen sie. Marie öffnete müde die Augen und betrachtete es voll Staunen, mit schweren Gliedern und unfähig zu jeder Bewegung; sah zu, wie sich der kleine Brustkorb mit den Atemzügen hob und senkte, sich der schmale Körper langsam von dunkelviolett zu einem zarten Rosa färbte und der winzige Rosenmund sich zu einem lauten, lebensbejahenden Schrei öffnete.

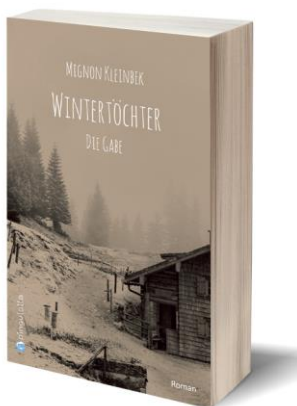
»Willkommen, mein Kleines«, flüsterte Marie unter Tränen und küsste die zarte, klebrige Stirn, »wir haben es geschafft, wir beide.« Sie zog das Kind auf ihren Bauch, an ihre Brüste und umfasste es mit einem Arm, spürte, wie das kleine Herz schnell und stark an ihrem pochte.

Eine stürmische Welle des Glücks erfasste Marie und sie lachte laut auf. Sie warf den Kopf zurück, stieß einen kieksenden Schrei aus, lachte und weinte zugleich und rief mit immer noch heiserer Stimme triumphierend: »Oh süßer Jesus, wir haben es geschafft!«

...



... wenn Sie weiterlesen
wollen.



Wintertöchter.

Die Gabe

Mignon Kleinbek

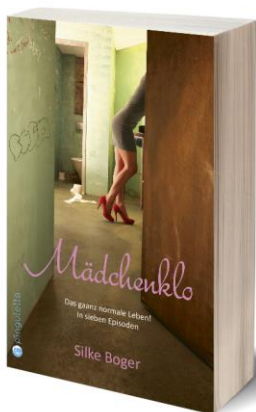
Roman

Taschenbuch. 355 Seiten
ISBN 978-3981767803

Sind Sie auch gefangen im Sog?
Wintertöchter geht weiter. Die Fortsetzung
›Wintertöchter. Die Kinder‹ erscheint 2018.

 pinguletta

Mehr Lesestoff aus dem
pinguletta Verlag



Mädchenklo

Silke Boger

Komödie

Taschenbuch.

279 Seiten

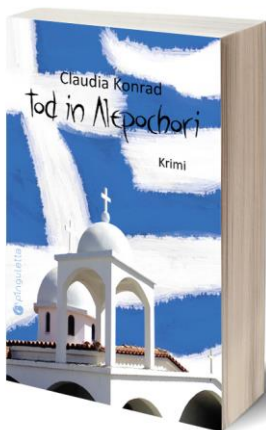
ISBN 978-3981767803

eBook ISBN 978-3981767810

Was passiert hinter den Türen mit dem großen ›D‹, fragt sich der männliche Teil der Menschheit. Was erleben andere Frauen hinter den ›Ladies‹-Türen rund um den Globus, fragt sich die weibliche Hälfte. Das Buch ›Mädchenklo‹ mit dem klangvollen Untertitel ›Das ganz normale Leben!‹ gibt in sieben vergnüglichen Episoden die höchst amüsante Antwort.

 pinguletta

Mehr Lesestoff aus dem
pinguletta Verlag



Tod in Alepochori

Claudia Konrad

Krimi

Taschenbuch.

210 Seiten

ISBN 978-3981767841

eBook in Kürze

Verbrannter Wald - schaurig, grausig. Übler Verwesungsgeruch. Es sollte ein entspannter Griechenlandurlaub werden, den sich Welle, der Pforzheimer Sonderermittler Wellendorf-Renz, gönnen wollte. Aber die feine Nase seines Vierbeiners veränderte alles. Welle unterstützt den Athener Kommissar bei der Aufklärung des Mordes. Gemeinsam stoßen sie auf Angst, Korruption und skrupellose Intrigen bis in die höchsten Instanzen von Staat und Kirche.

 pinguletta

MIGNON KLEINBEK

WINTERTÖCHTER

DIE GABE

Die Forstau – ein kleines, verborgenes Bergdorf am Fuße der österreichischen Tauern. Drei Frauen – Barbara, die selbstbewusste Hebamme. Ihre schwermütige Ziehschwester Marie und Anna, das Kind mit der besonderen Gabe, die sowohl Geschenk als auch Fluch bedeutet. Sie stellen sich dem harten Leben in den Bergen sowie gegen althergebrachte Traditionen in einer männerdominierten Welt. Als Roman in Maries Leben tritt, scheint sich alles zum Guten zu wenden. Doch die Verbindung bringt weder Marie noch ihrer Tochter Glück ...

ISBN 978-3-9817678-5-8



€ 13,90 (D)

www.pinguletta-verlag.de